

Eine «Strategie der

Das 1990 gegründete Forschungsinstitut «ETH Wohnforum» hat sich dem Versuch verschrieben, die Auswirkungen der demographischen Veränderungen und der sich wandelnden Lebensweisen für die Architektur zu untersuchen. Am Institut ist ein interdisziplinär zusammengesetztes Forschungsteam von Architektinnen, Planern, Sozial- und Naturwissenschaftlern tätig. terra cognita sprach mit Dietmar Eberle, Architekturprofessor an der ETH Zürich und Leiter des Wohnforums.

terra cognita: Das Schlagwort Globalisierung gilt als Signum unserer Zeit. Die Ausweitung, Verdichtung und Beschleunigung der internationalen Beziehungen verstärkt sich auch im Bereich der Migration. Wie reagiert die Architektur auf die vielfältigen Anforderungen und Bedürfnisse der heutigen multikulturellen und pluralistischen Gesellschaft?

■ Dietmar Eberle: Darauf gibt es im Grund zwei unterschiedliche Antworten oder Erwartungshaltungen. Es stellt sich die Frage, ob sich mittelfristig die Globalisierung oder der Multikulturalismus im Erscheinungsbild der Städte abbildet, oder ob es die regionale Identität ist, welche nach wie vor den Charakter unserer Städte prägt. Diese Frage steht auf eine andere Weise eigentlich schon seit mehr als einem halben Jahrhundert im Zentrum der architekturtheoretischen und städteplanerischen Diskussionen. Einerseits war da die Position der klassischen Moderne, welche einem Internationalismus und einem Universalismus das Wort redete, andererseits haben die gegenüber der klassischen Moderne kritisch eingestellten Stimmen die regionalen Identitäten hervorgehoben. Heute ist diese Debatte entschieden. Für uns ist die Antwort klar: Dass Hamburg Hamburg, Zürich Zürich und London London ist, diese Diversität wird heute als eine Qualität betrachtet. Dass Städte lokalisierbar und benennbar sind, wird als positiver Gegenwert der Gesichtlosigkeit und Uniformität klassisch moderner Siedlungen entgegen gehalten.

Die Erkenntnis des Eigenwerts regionaler Identität hat sich nicht nur in der Architektur durchgesetzt. Schauen Sie zum Beispiel auf die Wirtschaft, welche allgemein als die Speerspitze der Globalisierung angesehen wird. Was ist aus den ersten Entwürfen der global angelegten Corporate-Identity-Konzepten geworden, welche von den grossen Konglomeraten, den Global Players der Weltwirtschaft entwickelt worden sind? Auch hier hat man erkannt, dass, wer Erfolg in den regionalen und lokalen Märkten haben will, auch auf die kulturellen Prägungen vor Ort Rücksicht zu nehmen hat. Das geht bis hin zur Werbung, die ja auch nicht überall gleich funktioniert und von Region zu Region angepasst werden muss. Es stellt sich – nun wiederum für die Architektur – also die Frage, wie diese zu gestalten ist, dass sie nicht nur den kulturellen Konventionen des Ortes genügen, sondern auch eine maximale Benutzbarkeit und Interpretation von unterschiedlichen Nutzerinnen und Nutzern gewährleisten kann. Dies ist aber keine architektonische Frage, sondern eine Frage der Bedürfnisse ihrer Nutzung.

Aber lassen sich denn die beiden Bereiche der architektonisch-technischen Gestaltung einerseits und der Nutzung andererseits so einfach trennen?

■ Als Architekt hat man es mit der langen Dauer zu tun. Wir müssen seit jeher ein halbes Jahrhundert in die Zukunft schauen. Dabei müssen wir an alle möglichen Nutzungen denken. Die veränderte Nutzung infolge von Migration ist nur ein Element. Man denke nur an die Veränderungen der Haushaltsformen in den letzten 50 oder 70 Jahren. Im Gegensatz zu früheren Vorstellungen haben wir in den letzten Jahren erkannt, dass eine umfassende Erneuerung der Gebäude im Abstand von 30 oder 50 Jahren nicht zu leisten ist. Heute wird mit rund 100 Jahren gerechnet. Dabei gilt es aber, nach unterschiedlichen Teilsystemen zu unterscheiden, welche eine extrem unterschiedliche Lebensdauer aufweisen. Die tragenden Elemente eines Hauses, die haben eine sehr lange Lebensdauer. Die Hülle – Fassade und Dach – hat eine Lebensdauer von vielleicht 50 Jahren. Dann die technischen Elemente, wie die Leitungsführungen von Wasser, Abwasser, Elektrizität und Lüftungen, die halten in der Regel 20 Jahre. Das, was wir die

«Als Architekt hat man es mit der langen Dauer zu tun.»

Neutralität»

eigentliche Nutzung des Gebäudes nennen, ist auf vielleicht 10 bis 15 Jahre ausgerichtet. Und die Oberflächen – Fussböden, Bemalung, eventuell Zwischenwände – sind alle 5 bis 10 Jahre zu erneuern.

«Strategie der Neutralität bedeutet, dass zwischen den unterschiedlichen Teilsystemen eines Gebäudes – tragende Elemente, Hülle, Wohnraumnutzung, Oberflächen – möglichst sauber getrennt werden muss, und neutrale Strukturen in den langfristigen Elementen geschaffen werden müssen.»

Die Architektur bedarf also einer «Strategie der Neutralität». Das bedeutet, dass zwischen diesen Teilsystemen möglichst sauber getrennt werden muss, und neutrale Strukturen in den langfristigen Elementen geschaffen werden müssen – also zum Beispiel in der Raumhöhe und Wohnungsraumgrösse. Nehmen Sie die Gebäude des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit ihren hohen Räumen, oder nehmen Sie zum Beispiel auch einige mittelalterliche Gebäude – diese Gebäudetypen sind bis heute beliebt geblieben und konnten sehr unterschiedlich genutzt werden. Das Gegenbeispiel sind die auf die Bedürfnisse der Kleinfamilie eingeschränkten Gebäudetypen der sechziger Jahre, mit welchen wir heute Probleme haben. Die Baubranche hat in den letzten 30 Jahren starke Konjunkturschwankungen aufgewiesen, doch die Baumärkte, welche von Bad-

zimmerplättli bis Kücheneinbauschränken Gradmesser der Um- und Neunutzungen von Gebäuden sind, haben ein ununterbrochenes Wachstum verzeichnet. Das belegt doch die Bedeutung der Nutzung und die Anpassung der Gebäude gemäss den sich ändernden Bedürfnissen.

Gibt es hier konkrete Beispiele, wie Nutzungsanpassungen aufgrund neuer Bedürfnisse von Migrantinnen und Migranten Eingang in ein Projekt gefunden haben?

■ Ich war vor einigen Jahren persönlich in der Entwicklung eines Projektes von gemeinnützigem Wohnungsbau in Fussach in Vorarlberg beteiligt. Die Wohnungen waren in erster Linie für türkische und jugoslawische Arbeiterfamilien gedacht. Wir haben im Rahmen der Planung damals einen Par-

tizipationsprozess eingeleitet und die zukünftigen Bewohner befragt. Dabei kamen für diese spezifische Gruppe ganz wesentliche Resultate heraus. Zum Beispiel eine höhere angestrebte Belegungsdichte, die grosse Bedeutung der Küche oder der Wunsch nach Kleintierhaltung. Wir haben dann versucht, diese Bedürfnisse in die Typologie der Wohnungen aufzunehmen, also viele ähnlich grosse Zimmer bereit zu stellen, damit verschiedene Generationen in einer Wohnung Platz finden, eine geräumige Küche als Zentrum der Wohngemeinschaft zu schaffen oder die Möglichkeiten einzuplanen, dass die Aussenräume – für das Federvieh eben – individuell genutzt werden können.

Dieses Projekt war zweifelsohne ein aussergewöhnliches, doch im Grunde basierte es auf dem gleichen Grundprinzip, wie ich es für die Architektur allgemein vertrete: ein auf Langfristigkeit und Nachhaltigkeit angelegtes Bauen in dem Sinne, dass sich unterschiedliche Nutzungen verwirklichen lassen. Ob diese Nutzungsarten in einem Gebäude nun zeitlich gestaffelt, oder von Gebäudeteil zu Gebäudeteil gewissermassen «nebeneinander» erfolgen, ist weniger entscheidend. Tatsache ist: Die Nutzung verändert sich sehr viel schneller als das Gebäude.

Die Nutzungsfrage ist also in erster Linie an die Art der Verwaltung oder der Organisation geknüpft, und nur am Rande eine technische Frage. Technisch muss nur eine möglichst grosse soziale Benutzbarkeit gewährleistet werden.

Was meinen Sie konkret mit der «Strategie der Neutralität»? Wie wird sie umgesetzt?

■ Das betrifft in erster Linie das Milieu oder die Atmosphäre eines Gebäudes, so dann die vertikale und horizontale Erschliessbarkeit. Hier gilt es, den privaten Bereich vom öffentlichen sauber zu trennen. Im Bereich der sozialen Organisation und Verfügbarkeit gibt es natürlich immer den klassischen Gegensatz von Rationalität, Effizienz, Wirtschaftlichkeit einerseits und sozialer Angemessenheit andererseits; oder wenn

«Die Befragung ergab ganz spezifische Bedürfnisse, zum Beispiel eine höhere angestrebte Belegungsdichte, die grosse Bedeutung der Küche oder der Wunsch nach Kleintierhaltung.»

L'architecture et les besoins de la société multiculturelle

Aujourd'hui, la multiplicité et la diversité sont reconnues comme étant les qualités générales de l'architecture. La durée de vie des immeubles se prolonge bien au-delà du futur immédiat quand bien même les besoins quant à leur utilisation subissent des changements à court et à moyen terme. Dès lors, l'architecture devrait suivre une «stratégie de la neutralité». Cela consisterait à trouver une voie entre les différents systèmes partiels d'un immeuble. Certains ont des durées de vie distinctes qu'il conviendrait de cloisonner adéquatement – éléments porteurs, enveloppe du bâtiment, utilisation de l'espace habitable, surfaces –, les autres constituent les éléments les plus durables et il conviendrait d'y créer des structures neutres. L'architecture traditionnelle orientée sur la longévité et la durabilité trouvera une utilité dans les rapports que l'on entretiendra avec la société multiculturelle.

Sie es plump wollen: hier Investoren- oder Verwalterinteresse und da Mieter- und Bewohnerinteresse. Dieses Verhältnis ist weitgehend durch die Marktmacht bestimmt. Bis anhin gab es einen Angebotsmarkt. Nun wendet sich die Entwicklung hin zum Nachfragemarkt. Das hat nichts mit der demografischen Entwicklung zu tun. Der Wohnungsmarkt wird durch ökonomische Faktoren bestimmt. Je höher die Einkommen, desto mehr Wohnraum wird nachgefragt. Die Anzahl Quadratmeter sind ein Gradmesser des sozialen Status. In den letzten Jahren ist der Wohnraum pro Person stetig gestiegen. Das hat zwar auch mit einem demografischen Faktor, nämlich dem Anstieg der Kleinhaushalte zu tun, doch in erster Linie war ausschlaggebend, dass die Baupreise relativ nicht gestiegen sind. Wohnraum ist ein Element, das «Produkt» Wohnung das andere. Die Produktionstechniken haben sich hier in den letzten Jahren enorm entwickelt. Das ist wie beim Auto oder beim Computer: Sie zahlen gleichviel wie vordem, doch erhalten Sie ein technisch ausgereifteres, besseres Produkt.

8
69

Dietmar Eberle ist Professor für Architektur an der ETH Zürich und Leiter des ETH-Wohnforums. Er wurde interviewt von Adrian Gerber.

Jetzt sind wir von der Frage nach der Architektur und Integration in ein Gespräch über politökonomische Zusammenhänge geraten. Sind Sie überhaupt ein typischer Vertreter der Architektenzunft? Wir haben eher Aussagen über Form und Ästhetik des interkulturellen Bauens erwartet...

■ Architektur ist eine alte Wissenschaft, älter als die klassischen Natur- und Geisteswissenschaften. Historisch sind ihre Wurzeln bei den bildenden Künsten zu suchen. Im Grunde wies sie traditionell eine stark kulturwissenschaftliche Prägung auf. Ein breites Verständnis von Architektur zu betreiben, welches gesellschaftliche Entwicklungen aufnimmt und reflektiert – das hat vielleicht auch damit zu tun, dass wir viel Wohnungsbau machen. Ich bin Praktiker sowie Theoretiker und Lehrer gleichermaßen. Darauf wird in unserem Departement geachtet, diese Verbindung in die Praxis hat Tradition und wird gepflegt.

Und was heisst das für die Zukunft? Können Sie uns zum Schluss eine prognostische Aussage zur Entwicklung der Architektur machen?

■ Ich glaube, die Gesellschaft wird eine pluralistische und individualistische bleiben. Denn die Gefühle, Vorstellungen, Ideen und Energien der Menschen sind nur in einer solchen Gesellschaft am besten nutzbar. Diese Art von Gesellschaft wird sich also durchsetzen. Was die Charakterisierung von Orten oder Gebäuden betrifft, also das Erscheinungsbild, die Formen und Strukturen, so meine ich, dass wir in Zukunft weiter von der «Globalisierung» geprägt bleiben. Was das heisst, glaube ich deutlich gemacht zu haben, nämlich dass die Vorstellung und Annahme, dass alle Gebäude so ausschauen sollten, wie die Personen, die sie nutzen, relativ naiv ist. Das wollen – auch in Zukunft – weder die Personen, noch ist es gut für die Gebäude.

«Die Vorstellung, dass alle Gebäude so ausschauen sollten, wie die Personen, die sie nutzen, ist relativ naiv.»